

Voyeur des Alltags

Der US-Journalist Gay Talese gilt als einer der Erfinder des New Journalism. Seine Bücher lesen sich wie Literatur, sind aber nach strengen Regeln recherchiert: Jedes Detail muss überprüfbar sein.

VON THOMAS SCHULER

Anfang Juni 1974 war wieder einmal Tag der offenen Tür in Sandstone, einem ganz besonders freizügigen Freizeitscamp nahe Los Angeles. Mehr als 200 Leute waren die neblige Zufahrtsstraße heraufgekommen und mischten sich unter die Mitglieder.

Es war wolkig und kühl. Kein Wetter, um nackt herumzulaufen. Die meisten Leute behielten ihre Kleider an – ein ungewöhnlicher Anblick in der Anlage, die der amerikanische Sexualforscher Alex Comfort einmal als »Therapiezentrum« bezeichnete, in dem viele »normale« Menschen ihre erste und einzige Erfahrung mit

wirklich offener Sexualität machten. An diesem Tag betrat nach Comfort und einem engen Mitarbeiter

des Playboy-Chefredakteurs Hugh Hefner auch ein schlanker 42-jähriger Journalist aus New York das Podium und sprach über sein Buchprojekt über die sexuelle Befreiung Amerikas: Gay Talese war vielen der Anwesenden von seinen zahlreichen Besuchen bekannt.

Einer der ihren

»Er präsentierte sich dem Publikum als pflichtbewusster Rechercheur und Schriftsteller, der im Augenblick an seinem wichtigsten Werk arbeitete«, schrieb er über sich selbst im Nachwort dieses Buches. »Darin wollte er die Menschen und Ereignisse schildern, die in den letzten Jahrzehnten den Wandel der Sexualmoral in Amerika entscheidend beeinflusst haben.«

Besucher, die von Talese als verheiratetem Vater zweier Kinder und seriösem Autor gehört und gelesen hatten, waren vielleicht erstaunt und glaubten, er setze sich für die sexuelle Revolution ein.

Dabei war sein Auftritt nur Teil seiner Recherche über die »Revolution der Sinne«, die dieses Land gerade »überrollt«, wie er sich ausdrückte. Bei diesen Worten stand er wie selbstverständlich nackt auf dem Podium. Denn Talese wollte einer der ihren sein, und das war ihm im Laufe seiner vielen Besuche in Sandstone tatsächlich gelungen.

Auf dem Rücken

Das Thema faszinierte ihn. Als Sohn italienischer Einwanderer wurde Gaetano Talese 1932 in Ocean City, einer kleinen Küstenstadt in New Jersey, geboren und wuchs mit dem Gefühl auf, dass man über Sex nicht spricht. Als Junge war er Ministrant und musste nachts auf dem Rücken liegen und die Arme über den Schultern verschränken, damit er nicht Hand an sich legen konnte. Sein Vater war Schneider und betrieb einen Reinigungsservice, die Mutter einen Kleiderladen. Die Eltern prägten mehr seinen Kleider- als seinen Lesegeschmack.

In seiner Jugend las Talese Prosa von Irwin Shaw und Carson McCullers. Nach Schule und Studium erhielt er eine Anstellung bei der *New York Times* – nicht wegen seines journalistischen Talents, sondern weil er so gut gekleidet war, wie ihm die Personalleiterin später gestand.

Er sei immer ein Außenseiter gewesen, sagt er selbst: Wegen seines Herkunftslandes Italien, das im Zweiten Weltkrieg von den USA bekämpft wurde. Wegen seiner Anzüge und Krawatten. Seine Mitschüler und -studenten betrachteten ihn als Snob und mieden ihn. Er war schüchtern. Erst der Journalismus habe ihm

Eine Revolution der Sinne »überrolle« das Land, sagte Talese. Dabei stand er wie selbstverständlich nackt auf dem Podium.



Foto: Joyce Tenneson

erlaubt, sich einzumischen in das Leben der anderen. Plötzlich durfte er neugierig sein.

In Sandstone sprach Talese davon, wie sich die Moral der dreißiger und vierziger Jahre wandelte und mehr und mehr Verständnis aufkam für Dinge, die vor wenigen Jahren noch als obszön galten. Er sprach von Spiegeln an Schlafzimmerwänden, Vibratoren, von Pornofilmen und von sexuellen Praktiken, die manche an Sodomie erinnerten. Dabei konzentrierten sich seine Recherchen auf die Mittelschicht. »Auf ganz normalen Dinnerpartys hört man jetzt Leute, die über die intimsten Aspekte ihres Privatlebens auf eine Weise diskutierten, wie es in den sechziger Jahren gesellschaftlich noch unmöglich gewesen wäre«, sagte er.

Tadelloses Äußeres

Um die Ernsthaftigkeit seines Auftritts in Sandstone einschätzen zu können, sollte man wissen, dass Kleidung und ein tadelloses Äußeres für Gay Talese sehr wichtig sind, dass er Besucher in seinem Haus in Manhattan stolz die Kollektion seiner maßgefertigten Anzüge vorführt und an seinem Schreibtisch

auch dann mit Krawatte Platz nimmt, wenn er keine Besucher erwartet. Talese ist einfach so. Er nimmt sich und seine Kleider ähnlich ernst wie die Themen und die Menschen, über die er recherchiert.

Aufsehenerregende Methoden

Sein Buch über die sexuelle Revolution sollte 1980 unter dem Titel »Thy Neighbors Wife« (»Der Talese-Report«) erscheinen. Talese hatte zuvor bereits zwei Bestseller geschrieben: über die *New York Times* (»The Kingdom and the Power«, 1966) und über die Mafia (»Ehre Deinen Vater«, 1971).

Für seine nächsten beiden Bücher hatte er von seinem Verlag Doubleday 1,9 Millionen Dollar Vorschuss erhalten.

Nun erregten schon seine Recherchemethoden Aufmerksamkeit. Über sie wurde 1974 wochenlang in Zeitschriftenartikeln und Talkshows berichtet. Seit drei Jahren schon widmete er sich damals diesem Thema, indem er nicht nur Kommentare zu Sittengesetzen las, Obszönitätsprozesse verfolgte und Verleger von Sexblättern interviewte. Er recherchierte auch in den Massagesalons von Manhattan, und

er tat dies, indem er in zwei dieser Etablissements regelmäßiger Gast wurde.

Ein Journalist der Zeitschrift *New York* begleitete Talese in bester New Journalism-Manier bei seinen Recherchen und schrieb dann einen Text mit dem Titel: »An Evening in the Nude with Gay Talese.« Darin beschrieb er Talese in eindeutigen Situationen und Konversationen mit den Damen der Massagesalons. Die Fakten des Berichts stimmten. Talese hatte aber das Gefühl, dass der Autor ihm und seinem Thema nicht genügend Respekt entgegenbrachte und bezeichnete den ehemaligen Freund in seinem Buch später als »schmierigen Lüstling«.

Normale Menschen

Talese selbst schrieb über sich und seine Recherchen: »Den Rest des Jahres und das folgende Jahr 1972 besuchte er dutzende solcher Etablissements so regelmäßig, dass er nicht nur die weiblichen Angestellten, sondern auch die jungen Manager und Besitzer näher kennenlernte ... Es amüsierte sie, dass er gleich-

Er recherchierte auch in den Massagesalons von Manhattan, und er tat dies, indem er dort regelmäßiger Gast wurde.

zeitig Kunde war und über ihre Dienste berichtete. Sie nahmen seine Einladungen zum Essen an, ließen sich ausfragen und gestatteten ihm, ihre richtigen Namen zu erwähnen. Schließlich gaben sie ihm sogar die Möglichkeit, in ihrem Salon als Manager ohne Gehalt zu arbeiten ... Wenn nicht gerade Hochbetrieb herrschte, fragte Talese die Masseusen darüber aus, was ihre Kunden ihnen über ihr Privatleben, ihre Frustrationen, Wünsche und Fantasien erzählt hatten. Bald schon gelang es ihm, die Angestellten dazu zu überreden, Tagebuch für ihn zu führen, in dem jeder einzelne Gast genau beschrieben wurde.«

Man mag versucht sein, über diese Vorgehensweise zu schmunzeln. Und doch muss man sich fragen, was schwieriger ist: Über Kollegen der eigenen Zeitung schreiben? Einen Mafiaboss unter seinem richtigem Namen zum Reden zu bringen, noch während er seine kriminellen Geschäfte betreibt, und ihn damit zum Brechen des Schweigecodes der Mafia zu bewegen? Oder den Alltag ganz normaler Menschen und Paare in seinen intimsten Facetten zu beschreiben und dabei ihre wirklichen Namen

zu nennen? All das hat Talese getan – und das ist es, was ihm Bewunderung einbringt.

Seit Jahrzehnten gilt er als einer der besten und einflussreichsten Autoren Amerikas, der ganze Generationen von Journalisten und ihren Stil geprägt hat. Sein deutscher Verlag Rogner&Bernhard bezeichnet ihn als »besessenen Rechercheur«.

Er arbeitet regelmäßig fast ein Jahrzehnt an einem Buch, bricht alle Abgabetermine und stürmt nach der Veröffentlichung genauso regelmäßig an die Spitze der Bestsellerlisten.

Er sei der Erfinder des New Journalism, hat sein Schriftsteller-Kollege Tom Wolfe in einer Sammlung über diese Art des Journalismus einmal geschrieben. Seither gilt Talese als Vorreiter des Stils, mit dem Autoren wie Truman Capote, Hunter S. Thompson, Joan Didion und Norman Mailer berühmt wurden.

Während die Schriftsteller als natürliche Vertreter des Genres gelten, sobald sie Realität schildern, hat sich die literarische Darstellungsform auch im Journalismus etabliert und wird in der *New York Times* und im *Spiegel* ebenso praktiziert wie in zahllosen anderen Zeitungen, Zeitschriften – und in Büchern, in denen der literarische Journalismus seine höchste Form erlebt.

Unter Generalverdacht

Zuletzt erhielten mit Kurt Eichenwald und James B. Stewart zwei US-Journalisten wieder viel Lob für ihre Bücher über den Zusammenbruch des Energieunternehmens Enron (»Die Verschwörung der Narren«) und den »Bürgerkrieg« innerhalb des Medienkonzerns Disney (»Disney War«).

Beide Autoren hätten mit ihren Bücher das Genre wiederbelebt, schrieb die *New York Times* anerkennend. Beide Autoren erzählen ihre Geschichte wie Romane. Anders als Talese stützen sie sich dabei nicht nur auf Interviews mit Dutzenden von Beteiligten, sondern zu einem Großteil auf Gerichtsakten.

Manche Kritiker nennen die journalistische Form, romanhaft zu erzählen, auch Parajournalismus, was heißen soll, dass es kein richtiger Journalismus sei. Sie denken dabei an Fälscher wie Janet Cook und Tom Kummer, die mit ihren Erfindungen ein ganzes Genre in Verruf brachten.

Bei manchen Journalisten steht literarischer Journalismus deshalb unter Generalverdacht, dass die Autoren Gedanken, Szenen bis hin zu ganzen Personen erfinden. Dabei basiert literarischer

Journalismus in seiner höchsten Form, wie Talese ihn praktiziert, auf akribischem Recherchieren. Er verbringt Jahre mit seinen Quellen und versucht zu ergründen, wie sie empfinden und denken.

Beobachtungen aus seinem Elternhaus hätten ihm geholfen, diesen Recherchestil zu entwickeln, sagt er. Vor allem die Art, mit der seine Mutter mit ihren Kundinnen sprach, habe ihn geprägt. Seine Mutter sei eine gute ZuhörerIn gewesen, die ihre Kundinnen oft fragte, was sie in diesem oder jenem Augenblick fühlten oder dachten.

Wesentliches Merkmal

Was ist literarischer Journalismus? Durch Verwendung von Dialog, innerem Monolog und anderen Techniken von Prosa lese sich literarischer Journalismus wie Fiktion, sei aber keine Fiktion, betont Talese. Er sollte »so zuverlässig sein wie die zuverlässigste Reportage, obwohl er eine tiefere Wahrheit sucht.«

Die intensive Recherche sei eines der wesentlichen Kennzeichen des literarischen Journalismus, schreibt Barbara Lounsberry, die Journalismus an der University of Northern Iowa lehrt und zusammen mit Talese ein Buch über »The Literature of Reality« verfasst hat. Denn erst die Recherche gebe dem Autor die Freiheit in seiner Kunst. Ziel sei, unbeachtete Dinge in den Vordergrund zu rücken und unbekannte Seiten bekannter Personen und Institutionen zu zeigen und so das Verständnis unserer Welt zu erweitern.

Lounsberry hat acht Regeln für literarischen Journalismus aufgestellt, die (in verkürzter Form) wie folgt lauten:

1. Recherchiere tief.
2. Unterhalte über einen langen Zeitraum enge Beziehungen zu deinen Quellen.
3. Ändere oder erfinde niemals Fakten oder Ereignisse.
4. Vermeide die Schaffung von Figuren, die aus verschiedenen realen Personen zusammengesetzt sind.
5. Literarisches Schreiben sollte in den Fakten überprüfbar sein.
6. Gib dem Leben realer Leute Bedeutung.
7. Gib realen Ereignissen Bedeutung.
8. Vertraue in den Wert einfacher Menschen, auch wenn sie noch so klein sind oder normalerweise ignoriert werden.

Talese sieht, was andere übersehen. Als Sportreporter hat er bei einem Boxkampf einmal nicht die Boxer porträtiert, sondern den Mann, der mit seiner Glocke die Runden einläutete. Ein anderes Mal sollte er einen Festumzug beschreiben. Andere Reporter begannen an der Spitze der Kolonne. Talese dagegen interessierte sich ausschließlich für den Mann, der als Letzter marschierte. Ihn beschrieb er: Wie ist es, Letzter zu sein?

Talese beschreibt gerne Verlierer oder Menschen, die Aufstieg und Fall hinter sich haben. Sie reflektieren über Dinge des Lebens, die andere nicht beachten. Und sie haben Zeit für Talese. Ihre Erkenntnisse enthalten Aussagen über das Leben, die unbegrenzt gültig sind. Im Gegensatz dazu seien Porträts von Politikern, die nicht ehrlich sagten, was sie denken, für ihn völlig uninteressant.

Bier zum Whisky

Der Alltag normaler Leute ist es, was ihn interessiert.

»Die meisten Journalisten sind rastlose Voyeure, die die Warzen der Welt sehen, die Unzulänglichkeiten von Menschen und Orten«, beginnt er sein Buch über die *New*

York Times. »Das Gesunde, das den größten Teil des Lebens ausmacht, der größte Teil des Planeten ohne Verrücktheiten, interessiert sie nicht. Aufstände und kollabierende Länder und sinkende Schiffe, Banker, die nach Rio flüchten und brennende buddhistische Nonnen – Düsterei ist ihr Spiel, das Spektakel ihre Leidenschaft. Normalität empfinden sie als Strafe.« Mit diesen Worten hat Talese die Mängel des Journalismus beschrieben, aus denen er einen Ausweg sucht.

Jahre zuvor hatte er mit einem ähnlichem Ansatz über Brückenbauer recherchiert. Ihn interessierte vor allem der Alltag der Menschen. »Sie schlafen in möblierten Zimmern. Sie bestellen Bier zum Whiskey, und sie stellen Frauen nach, die sie bald wieder vergessen haben. Sie bleiben immer nur kurze Zeit an einem Ort, gerade so lange, bis sie die Brücke gebaut haben, dann geht es weiter in die nächste Stadt, zur nächsten Brücke, wo sie wieder alles Mögliche zusammenfügen – außer ihrem eigenen Leben.«

Als Sportreporter porträtierte Talese nicht die Boxer, sondern den Mann, der mit seiner Glocke die Runden einläutet.

Das Vertrauen seiner Gesprächspartner erwarb er sich durch Beharrlichkeit: Während seiner Zeit als Reporter der *New York Times* verbrachte er fast jede freie Minute mit den Bauarbeitern. Etliche der Brückenbauer waren Indianer, die er an den Wochenenden in ihre Reservate begleitete. (»Die Brücke« ist in der 2005 erschienenen Reportagen-Sammlung »Frank Sinatra ist erkältet. Spektakuläre Storys aus vier Jahrzehnten« nachgedruckt. Berlin 2005)

Hohe Kunst des Hanging Out

New Journalism ist ein Begriff, mit dem Tom Wolfe Mitte der 1960er Jahre literarischen Journalismus bezeichnete und der sich nach wie vor auf die Autoren dieser Ära bezieht. Talese mag diesen Begriff nicht besonders und spricht wie viele andere Kollegen von literarischem oder erzählendem Journalismus.

Den gab es freilich auch schon vor Talese. Als einer der besten literarischen Journalisten gilt Joseph

Wie überzeugt Talese einen aktiven Mafioso, sich mit der Nennung seines Namens einverstanden zu erklären?

Mitchell, der Jahrzehnte vor Wolfe und Talese in der Zeitschrift *New Yorker* diese Form praktizierte und oft

jahrelang an einer Geschichte über Ratten in New York und ähnliche alltägliche Dinge schrieb.

Wolfe griff ausgerechnet den *New Yorker* als langweilig und blutleer an und propagierte New Journalism als Abgrenzung zu dessen Herangehensweise. Dabei haben Talese und der *New Yorker* in ihrem Ansatz und Verständnis vieles gemeinsam, und es ist auch nicht verwunderlich, dass Talese viele Jahre später von Tina Brown, der ehemaligen Chefredakteurin des *New Yorker*, das Angebot erhielt, Chefreporter der Zeitschrift zu werden. Talese hat damals abgelehnt.

Wie überzeugt Talese Menschen, ihm intimste Details zu erzählen und sich damit einverstanden zu erklären, dass er darüber schreibt und ihre echten Namen benutzt? Die Antwort ist so einfach, wie ihre Umsetzung schwierig ist: Er verbringt viel Zeit mit ihnen. Talese hat Regeln für seine Arbeit und er macht es sich nicht leicht. Bei der Recherche lehnt er Rekorder oder Interviews am Telefon ab. Diese Geräte führten zur Aneinanderreihung von Soundbites,

die den Lesefluss nur hemmten. Er will seine Gesprächspartner sehen und macht sich Notizen.

Als Barbara Lounsberry ihn zum ersten Mal traf, dachte sie, Talese müsse eine besonders sympathische oder einnehmende Art der Interviewführung entwickelt haben. Doch seine Art, Interviews zu führen, zeichne sich nicht durch besonderes Einfühlungsvermögen oder besonderen Charme aus, behauptet sie. (Einige Kritiker behaupten gar, es mangle ihm an Humor.) Sein Erfolg beruhe auf Geduld und Beharrlichkeit.

Der Reporter Alexander Osang, der Talese als Vorbild bezeichnet, beschreibt dessen Methode als »die hohe Kunst des Wartens«. Talese selbst spricht von der »hohen Kunst des Hanging Out« und das ist für ihn mehr als Warten. Es meint, dass er soviel Zeit wie möglich mit seinen Protagonisten verbringt und darauf wartet, dass in dieser gemeinsamen Zeit sich irgend etwas ereignet, das Einblick in deren Welt gewährt.

Lange, nachdem er den Mafioso Bill Bananno überzeugt hatte, ihn zu treffen, verbrachte er einfach Zeit mit ihm. Mehr noch: Die Familien von Talese und Bananno freundeten sich an. Talese schrieb jedoch erst Jahre später über Bananno und seine Familie, nachdem diese in einen Mafiakrieg verwickelt worden war und ihn überstanden hatte.

Ähnliche Vorgehensweise

Talese wartet, ist aber zugleich präsent. Durch diese Präsenz erhält er Dialoge, die sich aus reinen Interviews nie ergeben würden. Beispielhaft ist eine Szene, mit der Talese in frühen Jahren ein Porträt des ehemaligen Boxers Joe Louis beginnen lässt. Er begleitete Louis von New York nach Los Angeles. Am Flughafen erwartete den 48-jährigen Louis seine dritte Frau, und zwischen den beiden entwickelte sich folgender Dialog.

»Hi Sweetheart«, rief Joe Louis, als er seine Frau erspähte, die am Flughafen von Los Angeles auf ihn wartete.

Sie lächelte, kam auf ihn zu und wollte sich gerade auf die Zehenspitzen stellen, um ihn zu küssen, als sie unvermittelt innehielt.

»Joe«, sagte sie, »wieso trägst du denn keine Krawatte?«

»Ach Sweetie«, sagte er schulterzuckend. »In New York bin ich die ganze Zeit um die Häuser gezo-

gen, und da hatte ich keine Zeit ...«
 »Die ganze Nacht?!«, unterbrach sie ihn. »Und wenn du hier bist, machst du nichts außer schlafen, schlafen, schlafen!«
 »Sweetie«, sagte Joe Louis mit einem müden Grinsen. »Ich bin ein alter Mann.«
 »Ja«, sagte sie. »Aber sobald du in New York bist, läufst du wieder deiner Jugend hinterher.«

Taleses Methoden sind nichts Ungewöhnliches in diesem Genre. Die beiden Buchautoren James B. Stewart und Kurt Eichenwald haben eine ähnliche Vorgehensweise: Beharrlichkeit, Erwerb des Vertrauens der Hauptprotagonisten und Warten auf dramatische Ereignisse sind auch ihr Schlüssel zum Erfolg.

Eichenwald ließ sich nicht davon abschrecken, dass er erst verspätet an das Thema Enron geriet. Bei der »literarischen« Rekonstruktion von Szenen und Dialogen legte er ein Glaubwürdigkeits-Ranking fest: Ganz oben rangieren Aufnahmen und Mitschriften, darauf folgen Dokumente aus der entsprechenden Zeit (wie Spesenabrechnungen, E-Mails und Tagebücher, Memos), gefolgt von Aussagen vor Ermittlungsbehörden, Erinnerungen und Gesprächen. »Im Grunde baut sich die Geschichte auf Unterlagen auf und wird mit Aussagen belegt«, so Eichenwald.

Zeit spielt für die Vertreter des literarischen Journalismus eine wichtige Rolle. Talese lehnt es ab, die Erlebnisse mehrerer realer Personen einer (anonymen) Kunstperson zuzuschreiben, auch wenn ihn das eigenen Angaben zufolge schon mal ein halbes Jahr Arbeit erspart hätte. Er steckt viel Zeit und Energie in sein Ziel, alle Personen mit ihrem Namen voll und ganz kenntlich zu machen.

Vollkommene Nachprüfbarkeit

Um zu verstehen, wie wichtig ihm das ist, berichtet Talese, es komme öfter vor, dass er einen Artikel in einem Magazin liest, der ihn fesselt wegen seines Themas und der Art, wie er geschrieben ist. Im dritten oder vierten Absatz jedoch verweist der Autor darauf, der Name der Hauptfigur sei anonymisiert, um ihre Privatsphäre zu schützen. Das ist der Punkt, an dem Talese aufhört zu lesen. Eine Geschichte, deren Personen nicht genannt und deren Wahrheit er deshalb nicht nachprüfen könnte, interessiert ihn nicht.

Dass Quellen ihre Zusage zur Veröffentlichung ihres Namens zurückziehen wollen, kommt vor. Talese lässt sich aber nicht darauf ein. Er habe sich

mit seiner Beharrlichkeit durchsetzen können, sagt er. In all seinen Büchern habe er nur in seinem Buch über die Geschichte seiner eigenen Familie einige Nebenpersonen anonymisiert, um sie vor Unannehmlichkeiten zu schützen.

Kärtchen mit Aufmunterungen

Talese arbeitet langsam und verheimlicht nicht, dass er in seinem Arbeitszimmer oft jahrelang kämpft mit der Umsetzung seiner Recherchen. Er malt viele Skizzen, die einzelne Szenen enthalten und er schreibt sich selbst Kärtchen mit Anweisungen und Aufmunterungen. Andere kopieren ihn und seinen Stil. Aber sie investieren nicht dieselbe Zeit, und das merkt man.

Natürlich stößt auch Talese an Grenzen. Eines Tages während seiner Recherchen über die sexuelle Revolution kam er nach Hause und las eine Notiz seiner Frau, dass sie ihn verlasse, weil er mit seiner Arbeit ihre Intimsphäre verletze. Seine Offenheit mache ihn lediglich lächerlich. Drei Tage später war sie zurück. Es krachte häufig in den folgenden Monaten, aber die Ehe hielt. Am Ende hat er das Buch seiner Frau gewidmet. ■

Quellen und Literatur:

- ▶ Bagdikian, Ben: »The Hero (Villain? Victim?) is The New York Times«, New York Times, 8. Juni 1969
- ▶ Coles, Robert: »Transforming American Sexuality«, New York Times, 4. Mai 1980
- ▶ Eichenwald, Kurt: »Verschwörung der Narren«, München 2006
- ▶ Lounsberry, Barbara: »Gay Talese and the Fine Art of Hanging Out«, Creative Nonfiction.
- ▶ Maloff, Saul: »Creamy insights, pop psychologizings«, New York Times, 2. August 1970
- ▶ McGrath, Charles: »Gay Talese's New Memoir Emerges After 14 Tortured Years«, New York Times, 18. April 2006
- ▶ Hirschman, David: »So What Do You Do, Gay Talese?«, Mediabistro.com, 27. April 2004
- ▶ Stewart, James B.: »Disney War«, Kulmbach 2005
- ▶ Talese, Gay: »Fame and Obscurity«, New York 1961
- ▶ Talese, Gay: »The Kingdom and the Power«, New York 1966
- ▶ Talese, Gay: »Honor Thy Father«, New York 1971
- ▶ Talese, Gay: »Thy Neighbors Wife«, New York 1980
- ▶ Talese, Gay: »Unto the Sons«, New York 1994
- ▶ Talese, Gay / Lounsberry, Barbara: »The Literature of Reality«, New York 1996
- ▶ Talese, Gay: »Frank Sinatra ist erkältet«, Berlin 2005
- ▶ Talese, Gay: »A Writer's Life«, New York 2006
- ▶ Weingarten, Marc: »The Gang That Wouldn't Write Straight«, New York 2006

*Thomas Schuler
ist freier Journalist
und Autor des
Buches »Die Mohns
– die Familie hinter
Bertelsmann«.*

